

Der Gott der Geschichte

August Brunner SJ

Es besteht immer noch ein gewisses Widerstreben, die Geschichte philosophisch als volle Wirklichkeit anzusehen und darum Gott ebenso sehr, ja noch mehr, als den Urheber und Lenker der Geschichte zu begreifen und anzubeten wie als den Schöpfer und Herrn der Natur. Das ist die Wirkung eines alten Erbes aus dem heidnischen Griechenland. Für den heidnischen Menschen waren die in stetiger Wiederkehr wirkenden Mächte der Natur der göttliche Grund der Welt. Ihre zeitlose Mächtigkeit, ihr regelmäßiger Gang und ihr immer erneutes Schaffen gaben ihm den Grund des Vertrauens auf die Stetigkeit des Daseins. Sie waren das Feste, Zuverlässige, der tragende Grund von allem. Gewiß fühlte man sich ihrer auch nicht ganz sicher, wie die Riten bezeugen, die jährlich die Auferstehung der Natur und des Lebens nach der tödlichen Hitze des Sommers herbeiführen und ihre Kräfte erneuern sollten. Aber mit diesem Immerwährenden, Zeitlosen in Einklang zu sein und einmal darin wieder aufzugehen und zu verschwinden, von der eigenen Einzelhaftigkeit ebenso wieder frei zu werden, wie diese Mächte selbst allgemein sind und ohne persönliches Antlitz, diese Rückkehr in den Schoß der Natur empfand man als Erlösung, als die einzig mögliche Erlösung.

Ihr gegenüber erschien das Geschichtliche als das Zufällige, Unvorhersehbare und darum Unzuverlässige, also eine schwächere Seinsart. Während in der Natur die Jahreszeiten getreulich aufeinander folgen und vor allem die Gestirne in erhabener Regelmäßigkeit ihre Bahn ziehen, unbekümmert und unbetroffen von allem Geschehen, muß sich der Mensch mit den ärgerlichen Einzelheiten der Geschichte herumschlagen. Sie läßt ihn nie in Ruhe; sie gestattet ihm nie, in Frieden die schöne Ordnung und Regelmäßigkeit zu verwirklichen, nach der er sich aus der ständigen Bedrohung seines Daseins heraus sehnt und von der ihm eben die Gestirne in ihrem majestätischen, über alle Zufälligkeiten erhabenen Gang ein so beneidenswertes Beispiel geben. Gegenüber der unverbrüchlichen Ordnung der Natur erscheint die Geschichte als ein sinnloses und undurchschaubares Durcheinander. Kaum entstanden, sind ihre Gebilde auch schon wieder dem Zerfall und dem Untergang geweiht. Von dem Ideal der Stete und Regelmäßigkeit und darum auch für dieses Weltempfinden von dem vollen und echten, von dem wahren Sein ist die Geschichte am weitesten entfernt. Regelmäßigkeit, Berechenbarkeit, Ordnung und damit auch die Allgemeinheit wurden zum Kennzeichen des Geistigen und Göttlichen. Die Einzelhaftigkeit, das unberechenbare Auftreten und Verschwinden des Geschichtlichen betrachtete man hingegen als die Folge davon, daß das Geistige auf unerklärliche Weise durch Verbindung mit dem Stofflichen seine

Seinsfülle und metaphysische Reinheit eingeübt hatte. Darum hat die heidnische Philosophie sich nie um die Geschichte gekümmert. Für sie ist sie das Feld der Einzelhaftigkeit und darum des Nichtseins. Wo man sie dennoch irgendwie gedanklich zu durchdringen versuchte, da ging das Bestreben immer darauf hinaus, in ihr doch noch irgendeine, vielleicht abgeschwächte Ordnung und Gesetzmäßigkeit als den wahren Seinskern des Geschehens zu entdecken. Daß man damit die Geschichte ihrer Geschichtlichkeit entkleidete und sie dem Naturhaften gewaltsam anpaßte, das kam kaum je zum Bewußtsein.

Es ist unnötig, lange darauf hinzuweisen, daß sich in dieser Weltsicht eine gewisse Erfahrung des menschlichen Daseins spiegelt. Der Mensch bedarf eines festen Halts. Die Zuverlässigkeit der Naturerscheinungen scheint diesen zu versprechen, und dies um so augenscheinlicher und handgreiflicher, als die Grundlage des Daseins, das leibliche Leben, durch diese Regelmäßigkeit erst ermöglicht wird. Denn von ihr hängt die Fruchtbarkeit von Acker und Herde ab. Deren Ertrag bildet die feste Grundlage, die Substanz des Daseins, und in der Tat meinte das Wort Substanz ursprünglich den Besitz und das Vermögen. Von den geschichtlichen Ereignissen immer wieder aus dieser zuverlässigen Ordnung mit Gewalt herausgerissen, muß sich der Mensch sein Leben lang immer wieder bemühen, in sie zurückzukehren und die Festigkeit seines Daseins wieder herzustellen. In dem weit verbreiteten Glauben an die ewige Wiederkehr des Gleichen war die Geschichte entmachtet und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die Rückkehr in den Schoß der unwandelbaren und darum zuverlässigen Naturmächte nach der Befreiung aus dem Nichtsein der Vergänglichkeit mußte man als das endgültige Heil, als das wahre Sein empfinden. In diesem Sein glaubte man die tragende Macht der Welt, den göttlichen Grund von allem zu finden, und durch die Riten, in der richtigen Weise zur rechten Zeit immer wieder vorgenommen, versuchte man, sich diesem Sein anzugleichen, darin einzugehen und sich dadurch das Gefühl der Sicherheit gegenüber den zerstörenden Mächten der Geschichte zu verschaffen.

Mit der Offenbarung des Alten Testaments ist ein neues Gottesbild kundgeworden. Was für die Israeliten bedeutsam war, war nicht so sehr, daß Gott der Herr der Natur ist, geschweige denn, daß er wie die Baale mit ihrer innersten treibenden Kraft zusammengefallen wäre. Die Macht über die Natur war gleichsam nur der selbstverständliche Hintergrund und das Vorwort zum Eigentlichen des Glaubens. Dieses sah man in dem Eingreifen Gottes zugunsten seines Volkes, in der Führung, die er in einmaliger Weise den Vätern hatte zukommen lassen, allem voran in der gewaltigen einmaligen Tat der Errettung aus der Knechtschaft in Ägypten und in der Führung in das Land der Verheißung. Damit erhielt auch das Dasein von Welt und Menschen einen grundlegend neuen Sinn: die Welt ist nicht der Ausfluß ewig wesender Naturmächte, sondern die Schöpfung durch ein einmaliges Wort des persönlichen Gottes. Selbst die Natur hatte also irgendwie einen geschichtlichen Charakter; auch sie war wie das geschichtliche Geschehen einmalig, beruhend auf der

Freiheit eines göttlichen Willens, von dessen Macht sie herrührt, durch dessen Macht allein sie besteht und ohne den sie ebensowenig Seinsbeständigkeit besitzt wie die Geschichte. Die Welt hat einen Anfang, und dieser Anfang ist frei gewollt im Hinblick auf ein geschichtliches Geschehen, im Hinblick auf das Heil durch geschichtliche Taten. Israels Gott ist ein Gott, der Neues schafft.

Damit sind die Akzente völlig verschoben. Nicht das Notwendige ist wie für die griechische Philosophie das ausgezeichnete Sein, sondern das frei Gesetzte, das auch hätte nicht sein können. Das Bedeutende sind die einmaligen Taten Gottes in der Geschichte. Auf sie gründet das Verhältnis Israels zu seinem Gott; sie schaffen das Heil. Das Naturhafte ist hingegen dafür ohne Bedeutung. Noch stärker kommt diese Wendung im Christentum zum Ausdruck. Der Mittelpunkt der Geschichte, der Höhepunkt des Seins ist die Menschwerdung, eine freie und einmalige Tat Gottes in der Geschichte. Ein kurzes Leben, das sich nicht wiederholt noch ein zweites gleiches neben sich hat, ist ausschlaggebend, ist die Aufgipfelung von Natur und Geschichte. Eine einmalige Tat, der Tod am Kreuz, bedeutet das Heil für alle, der Tod, in dem bis dahin der Mensch die Übermacht des Nichts über die Geschichte, das Zeichen der Nichtigkeit des einzelnen gesehen hatte.

Geschichtlichkeit und persönlicher Gott

Ist diese Verkehrung aller früheren Wertungen zufällig, oder besteht zwischen Geschichte und dem christlichen Gott eine besondere Beziehung? Der christliche Gott ist in seiner Dreifaltigkeit, in seiner Freiheit, in seiner Liebe ein betont personhafter Gott. Er ist absolut und rein personhaft. Als solchem entspricht ihm nicht eine Wirkweise, wie wir sie in der Natur sehen, das endlose und sinnlose Weitergehen, das reine Getriebensein. Personsein bedeutet Ursprung, Anfangsein, bedeutet Eingreifen aus eigenem Entschluß, bedeutet Setzen von Neuem und Einmaligem, das in seiner Einmaligkeit keinen anderen Grund hat als diese Freiheit, als die Tatsache, daß frei gewollt wurde, wo man auch nicht hätte wollen können. Beim Menschen sind solche Anfänge allerdings nicht absolut, wie es auch sein Personsein nicht ist, sondern bedingt durch die naturhafte Grundlage, die immer die Voraussetzung seines Tuns bleibt. Für Gottes Freiheit besteht hingegen keine andere Voraussetzung als sie selbst, als ihre Göttlichkeit. Bringt die Naturbedingtheit in das freie Handeln der Menschen eine gewisse Gleichförmigkeit und Naturnotwendigkeit, die seine Einmaligkeit herabsetzen, zuweilen bis zum anscheinenden Verschwinden, so ist alles Tun Gottes betont einmalig und unwiederholbar. Dies gilt vor allem für sein Verhältnis zu den einzelnen Seienden. Deren Einmaligkeit spiegelt diese Einmaligkeit der göttlichen Wendung zu ihnen wieder. Ein Seiendes ist in sich um so kostbarer, um so werthafter, je weniger es darin aufgeht, bloßes Exemplar einer Art zu sein.

So versteht man die Wichtigkeit der Auserwählung, wie sie uns in der Heiligen Schrift begegnet. Alles, was ist, besteht durch den freien Willen des schaffenden Gottes; das heißt, alles Dasein ist Erwählung. Es könnte ja auch nicht sein, und es wäre nicht, hätte sich Gottes Freiheit nicht dafür entschlossen, entschlossen ohne Grund, da sie sich selbst der einzige Grund ist und sein kann. Diese Erwählung erscheint allerdings unserem Denken, das nicht jedes einzelne in seiner Einmaligkeit und Unterschiedenheit umfassen kann, selbst wieder als Allgemeines. Tatsächlich ist sie jedesmal einzig und verschieden. Jedes Geschöpf spiegelt in verschiedener Stärke und Klarheit die unüberbietbare und unvorstellbare Einzigkeit Gottes wider. Im Heidentum lief das Göttliche immer Gefahr, mit dem allgemeinen Sein verwechselt zu werden, das in der Vereinzelung in die Welt Dinge mit Nichtsein durchsetzt wurde, etwas von seiner Göttlichkeit und seiner Fülle verlor und danach trachtete, sie durch Aufgeben der Vereinzelung wiederzugewinnen. Nichts ist von der Göttlichkeit des wahren Gottes weiter entfernt als eine solche Auffassung. Darum betont das Alte Testament nichts stärker als die Einzigkeit Gottes, neben dem der Mensch keine andern Götter haben darf, soll er nicht wieder der Naturhaftigkeit verfallen.

Offenbarung dieses wahren Personseins Gottes und Offenbarung durch die Geschichte mußten nach dem Gesagten Hand in Hand gehen. Sollte der Mensch des Geführtseins durch Gott in der Geschichte innwerden, so mußte ihm diese verborgene Tatsache einmal handgreiflich und beispielhaft vorgeführt werden, und dies bedeutete eine Offenbarung im strengen Sinn. Denn damit der Mensch die göttliche Führung merken konnte, mußte sie an einer bestimmten Stelle in Zeit und Raum besonders hervortreten; denn sein ständiges Wirken war in Gefahr, als naturhafte Kraft mißverstanden zu werden. Gott mußte gleichsam zu einer innergeschichtlichen Ursache unter andern werden. Denn nur das Wirken innergeschichtlicher Ursachen erfaßt der Mensch ohne weiteres und versteht es auch bis zu einem gewissen Grade. Wie eine solche Ursache mußte Gott somit den Lauf der Dinge sichtbar umgestalten, ihm eine neue Richtung geben, die er ohne dieses Eingreifen nicht genommen hätte; denn daran wird uns das Eingreifen einer geschichtlichen Ursache kund. An sich ist Gott keine solche Ursache neben den übrigen endlichen Ursachen. Er greift nicht wie eine von ihnen ein, er wirkt nicht neben ihnen, sondern er verleiht ihnen allen als erste Ursache die Wirkungsmöglichkeit dadurch, daß er ihnen das Sein verleiht. Darum verbergen für unseren durch die Erbsünde getrübbten Blick die Zweitursachen so leicht sein Wirken; sie scheinen sich selbst zu genügen, zumal die gleichmäßig und stetig wirkenden Ursachen in der Natur.

Ein solches offenbarendes Eingreifen Gottes muß wie das der andern geschichtlichen Ursachen an einer bestimmten Stelle geschehen, ist also wesentlich einmalig und geschichtlich. Die Stelle, wo dies geschieht, ist als solche auserwählt. Sie betrifft einzelne Menschen oder einzelne geschichtlich gewordene Gruppen oder Gemeinschaften; denn bezöge sie sich unmittelbar auf alle Menschen, so nähme sie für uns

sofort die Gestalt einer naturhaften Ursache an und die Offenbarung verfehlte ihr Ziel. Die ganze Geschichte des Volkes Israel ist in der Tat Erwählung von einzelnen und durch sie eines Volkes. Schließlich sammelt sich dieses Eingreifen Gottes auf den einen Menschen Jesus, der zugleich Gottes einziger und vielgeliebter Sohn ist und in dem sich alles das erfüllt, was Israel durch sein Versagen verhindert hatte.

Erwählung und Führung

Auf den ersten Blick bedeutet die Allgemeinheit der Weltmächte eine größere Gerechtigkeit: alle sind dem Einfluß der gleichen günstigen oder ungünstigen Weltmächte ausgesetzt; diese nehmen keine Rücksicht auf den einzelnen und bevorzugen keinen unter ihnen. Aber diese Gleichheit ist bloß kalte Gleichgültigkeit, die der Mensch nie ertragen hat. Er hat immer gegen alle Folgerichtigkeit in der Religion versucht, sich die besondere Gunst der Mächte zu gewinnen, und doch zugleich an das unausweichliche Schicksal geglaubt, das im wesentlichen zu ändern auch nicht in der Macht der Götter läge.

Die Erwählung hingegen ist trotz des gegenteiligen Anscheins keineswegs Willkür. Denn sie ist nicht ausschließlich für den Erwählten gemeint. Das zeigt sich schon in der Berufung Abrahams. Da schließt die erwählende Anrede Gottes an ihn mit den Worten: „In dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter der Erde“ (Gn 12, 3; vgl. 22, 18). So war auch die Erwählung Israels gemeint. Der aber, der vor allem der Auserwählte war, der eingeborene Sohn, der Mensch Christus Jesus, war gekommen zu dienen und sein Blut für die vielen hinzugeben; er sollte sterben „für sein Volk, aber nicht allein für das Volk, sondern um die zerstreuten Kinder Gottes zur Einheit zusammenzuführen“ (Joh 11, 51 f.). Was ein jeder empfängt, ist ihm allein gegeben, da es einmalig ist, und doch nicht für ihn allein, da er es zum Besten aller empfängt (1 Kor 12). Die je einmalige Verpflichtung aller für alle, ein rein personhaftes Verhältnis, tritt an die Stelle des allgemeinen Zusammenhangs. Diese Verpflichtung muß aber frei übernommen werden, und je höher die Erwählung, um so strenger und fordernder ist der Anspruch, dem genügt werden soll. Die scheinbare Willkür der göttlichen Erwählung erweist sich als der Gerechtigkeit noch überlegen. Denn sie entspringt der reinen Liebe, die ihren Grund ganz in sich selber trägt, und mündet wieder in selbstlose Liebe aus.

Aus der Einmaligkeit der Erwählung folgt die Führung, Führung des Menschen durch Gott. Die Führung wendet sich an die Freiheit und deren Entschlußkraft im Angesicht der je einmaligen Lage. Sie schafft diese Lage und hilft dem Menschen durch innere Erleuchtung, sie zu erkennen und entsprechend zu beantworten. Sie berücksichtigt dabei das einmalige Sein eines jeden Menschen. Sie zwingt nicht, sie legt nahe. Sie wird aber auch durch das Versagen des Menschen nicht aus der Bahn

geworfen. Ihre Weisheit ist so überlegen, daß sie spielend auch das Zurückbleiben des Menschen hinter den berechtigten Erwartungen meistert.

In solcher Führung spricht sich eine vornehme Achtung vor der Freiheit des Menschen aus. Sie versagt sich die Anwendung von Gewalt. Trotz vieler Enttäuschungen wendet sie sich immer wieder an die Freiheit und wird, wie das Alte Testament sagt, nicht müde, dem Menschen den wahren Weg vorzustellen. Es bedarf, um solchem Vorgehen treu zu bleiben, einer göttlichen Geduld und Langmut, die nur möglich sind für den, der weiß, daß er alles in seinen Händen hält, und der Zeit hat zu warten, bis die Dinge reif geworden sind.

An den Menschen stellt solche Führung große Ansprüche. Denn sie will, daß er im Vertrauen auf sie in die ungebahnte Zukunft hinausschreite und sich selbst den Weg bahne. Die Zukunft wird nicht durch Berechnung oder Vorauswissen vorweggenommen. „Zieh fort . . . in das Land, das ich dir zeigen werde!“ (Gn 12, 1), lautete das Wort Gottes an Abraham. Sie fordert damit sein Letztes an Selbstbestimmung und Selbstsein heraus. Solange er die Weltmächte als göttlich verehrte, war er eher ein Geschobener, wie das seine Zuflucht zu Orakeln und Vorzeichen beweist. Statt zu entscheiden, ließ er sich durch sie die Entscheidung abnehmen. Die Führung Gottes hingegen und damit seine Gnade engen die Freiheit nicht ein, sondern erhöhen sie, indem sie dem Menschen Möglichkeiten eröffnen, die ihm sonst unzulänglich blieben¹.

Führung geht nicht ohne Treue. Sie wird denn auch im Alten Testament in den Vordergrund gestellt. Einem naturhaften Gott gegenüber verläßt sich der Mensch auf die immerwährende Wiederkehr des Gleichen; dieses sucht er zu kräftigen und zu erneuern und sich selbst ihm anzugleichen und daran teilzunehmen. Darum ist man auch auf die Bewahrung des Alten, des Herkömmlichen und Erprobten eingestellt und verwirft jede bewußte Neuerung. Von dem personhaften Gott der Geschichte kann man eine solche tote Gleichförmigkeit nicht erwarten. Was die Zukunft bringen wird, ist wesentlich unbekannt. Es gibt für das göttliche Verhalten keine Regeln außer allgemeinsten Art. An die Stelle des fraglosen Drinstehens im immer gleichen Naturgeschehen tritt hier vielmehr das Wissen um die unverbrüchliche Treue Gottes. „Ich bin, der Ich bin“, mit diesen Worten hat Gott selbst seine unvergleichliche Wesensart zu erkennen gegeben (Ex 3, 14). Er ist nicht, was anderes und andere aus ihm machen; er ist rein er selbst. Ausdruck dieses Selbstseins ist aber die Treue, die sich im Wechsel des Geschehens gleich bleibt und von dem Unvorhergesehenen nicht aus ihrer Bahn geworfen wird. Nur der Führung durch eine Treue ohne Ausnahme kann der Mensch sein Heil anvertrauen. Sie ist der Boden, auf dem er sich getrost in die unbekannte Zukunft hinauswagen kann. Die heidnischen Götter kannten eine solche Treue nicht; die ihre hielt sich in engen Grenzen und versagte spätestens angesichts des Todes des schutzbefohlenen Men-

¹ A. BRUNNER: Gnade als Freiheit und Liebe, in: *Vom christlichen Leben*. Würzburg 1962, 260—274.

schen und mußte sich schließlich wie vorsätzlicher Betrug und Verrat ausnehmen. Der Tod Hektors in der „Ilias“ gibt eine ergreifende und erschreckende Beschreibung des Gefühls der Verlassenheit und trostlosen Einsamkeit, der der Mensch hier letztlich ausgeliefert war; denn über ihre Grenzen können die Weltmächte nicht hinaus, und das empfindet der Mensch als Treubruch. Nicht so im Alten Testament! Selbst die schlimmsten Prüfungen und grausamsten Enttäuschungen lassen hier den Menschen nicht an der Treue Gottes endgültig irre werden, so groß die Versuchung dazu sein mag. Man lese darauf hin den Propheten Jeremias und erwäge, wie er die furchtbare Last der Geschichte getragen hat!

Die Erkenntnis der göttlichen Führung

Wie ein Mensch aus seinem Verhalten und Tun erkannt wird, so an sich auch Gott aus seinem Wirken in der Geschichte. In beiden Fällen ist aber richtige Erkenntnis nur dann möglich, wenn man bereit ist, auf den Gegenüber einzugehen und die Wirklichkeit gleichsam von der Mitte seines Seins aus zu sehen. Diese Seinsmitte ist allerdings beim Menschen wenig fest; das Unpersönliche durchkreuzt allzu oft ihre freien Entschlüsse. Gott aber ist mit sich selbst in so vollkommener Übereinstimmung, daß er in allem mit dem ganzen Einsatz seines Wesens wirkt und dieses ihn darum, wenn auch verschleiert, so zeigt, wie er ist. Die Geschlossenheit seines Wesens läßt keinen Widerspruch zwischen einem offenbaren und einem verborgenen Gott zu; solche Widersprüche könnten nur von der mangelhaften menschlichen Erkenntnis herrühren, von dem mangelhaften Eingehen auf Gottes wahres Sein.

Wenn außerhalb des Alten Testaments die göttliche Führung nur wenig erkannt worden ist, so lag dies nicht am Fehlen solcher Führung (Am 9, 7), sondern an der falschen Einstellung des Menschen. Um sie zu erfassen, hätte der Mensch sie anzuerkennen und zu befolgen bereit sein müssen. Solche Bereitschaft ist ja schon dazu erfordert, einen Menschen in seinem Eigentlichsten und Einmaligen richtig zu verstehen und zu würdigen. Der Mensch hat aber in der Geschichte immer versucht, sich selbst und seine eigensüchtigen Interessen durchzusetzen. Nach ihrem Verhältnis zu diesen Zielen beurteilte er naturgemäß den Verlauf der Geschichte; und da mußte sie ihm als sinnlos vorkommen, als unbegreifliche und verworrene Zufälligkeit, da sie in der Tat nicht darauf ausgerichtet ist, diesen Interessen Rechnung zu tragen. Das Regelmäßige und darum Vorhersehbare in der Natur schien sie eher zu begünstigen, und darum war man bereit, darin die Wirkung hoher Weisheit und fürchtgebietender Macht zu sehen.

Handgreiflich konnte die göttliche Führung nur für einen Menschen werden, der unbedingt bereit war, Gottes Willen auszuführen, und sei es auch unter dem schmerzlichsten Verzicht auf die berechtigtesten menschlichen Interessen und Erfolge.

Nur durch einen solchen Menschen konnte Gott als der Gott der Geschichte hell und klar erstrahlen. So ist denn auch diese Offenbarung durch jenen Menschen erfolgt, der als der vielgeliebte Sohn für sein eigenes Leben keinen andern Sinn und keine andere Aufgabe denken konnte als den Willen des Vaters zu tun. Mit Schrecken und vielfachem Ärgernis wurde an dem Leben dieses Sohnes klar, daß die göttliche Führung nicht die Verwirklichung der allzu menschlichen Wünsche im Auge hat, sondern die Selbstverwirklichung als das wahre Heil. Im Lichte dieser Ausrichtung erhalten die Tatsachen der Geschichte ein anderes Gesicht. Scheinbar Großes sinkt zu ohnmächtigem und wirkungslosem Getue des menschlichen Stolzes zusammen; Unscheinbares dagegen, ja Scheitern und Untergang verwirklichen Gottes Führung. Der Menschen Urteil über die Geschichte wird als irrig und befangen durchgestrichen, und an seine Stelle tritt das Urteil der ewigen Wahrheit. Sie verwirft die Selbstsucht und alles, was sie im Gefolge hat, und läßt als die entscheidende Macht der Geschichte die selbstlose Liebe treten.

An dieser Sicht der ewigen Wahrheit auf die Geschichte kann der Mensch insoweit teilnehmen, als er am Geiste Christi teilnimmt. So war es schon mit den Heiligen und Propheten des Alten Bundes, die, von Gott erleuchtet, das oft so furchtbare Geschehen rings um sie und in ihrem eigenen Leben richtig zu deuten wußten. So ist es auch jetzt mit allen denen, die mit Gottes Gnade sich bemühen, die Liebe Gottes in ihrem Leben zur treibenden Kraft werden zu lassen. Erst der Mensch, der in der Liebe Christi zu Gott steht, macht aus dem äußeren Geschehen eine Verwirklichung des Willens Gottes und wirkt so im Sinn der wahren Geschichte. Dadurch wird sein Leben, wird das Leben der Heiligen zu einer, wenn auch noch so unvollkommenen Offenbarung des Gottes der Geschichte.

Der Sinn der Geschichte ist also, ohne den Händen Gottes zu entgleiten, bis zu einem gewissen Grade in die Hand des Menschen gelegt. Das geschichtliche Sein ist so bildsam, daß es der Freiheit des Menschen anheimgegeben ist, was aus ihm werden soll, ein weiterer Schritt zur Selbstverwirklichung oder ein weiterer Absturz in den Selbstverlust. Das, was auf den ersten Anblick eine Schwäche dieses Seins anzeigen möchte, eben die Bildsamkeit und anscheinende Unvollendetheit, das erweist sich als die Offenbarung einer höheren Seinsart. Zeichen der metaphysischen Schwäche ist vielmehr die starre Unveränderlichkeit des Naturhaften, dem ein eigentlicher Sinn fehlt. In der Natur ist der Mensch dem Wirken ausgeliefert; in der Geschichte kann er der Herr des Geschehens sein auch da, wo er ihm scheinbar ohnmächtig unterliegt. Über der Geschichte steht das Wort: „Denen, die Gott lieben, wirkt er in allem zum Guten mit“ (Röm 8, 28).

Das ist also der Sinn des Eingreifens Gottes in die Geschichte Israels: es soll uns von der ständigen Führung Gottes in aller Geschichte überzeugen. Was hier sichtbar zutage tritt, das vollzieht sich, von uns nicht erkannt, überall. In allem ist Gott am Werk und lenkt das geschichtliche Geschehen. Schon im Alten Testament ist an einzelnen Stellen diese Erkenntnis ausgesprochen: „Wohl habe ich Israel aus

Ägypten geführt, doch ebenso die Philister aus Kaphtor und die Aramäer aus Kir“ (Am 9, 7); besonders im Deutero-Isaias (Is 40 ff.) tritt diese Wahrheit klar hervor. Dieses Eingreifen verfolgt immer das Heil des Menschen; aber es geschieht auf eine unerwartete und unbegreifliche Weise. Ja, durch dieses Walten Gottes wird dem Menschen erst klar, worin sein Heil besteht; es wird ihm gesagt, daß alles das, was er als Heil bisher erstrebt hatte, irdisches Wohlergehen und innerweltlicher Erfolg, nicht nur nicht das Heil bringen kann, sondern ihm meist im Wege steht. Kund wird diese Wahrheit an dem Schicksal des Einzigen Sohnes hier auf Erden. Wenn irgend jemand in der Geschichte unter der unmittelbaren und liebenden Führung Gottes stand, dann dieser sein vielgeliebter Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat. Nach menschlichen Begriffen ist aber das Ergebnis dieser Führung irdisches Scheitern, Untergang in Schande und Qual. Ein Schicksal, unbegreiflich wie Gott selbst! Nur wer Gott in seinem innersten Wesen künnte, der begriffe, daß alles so kommen mußte (Lk 24, 25 f.).

Aus dieser Offenbarung wissen wir jetzt, daß die ganze Geschichte und jeder einzelne in ihr unter der unmittelbaren Führung Gottes steht, so daß ihm ohne den Willen des Vaters kein Haar vom Haupte fällt (Mt 13, 30; Lk 12, 7). Durch Christus, und nur durch ihn, sind wir der Treue Gottes unbedingt gewiß (Röm 8, 31–39). Wir erkennen aber zugleich, daß diese Führung über menschliches Verstehen hinausgeht wie Gottes Weisheit über die menschliche. Es ist also unmöglich, aus der Vergangenheit sichere Schlüsse auf das Verhalten Gottes in einer bestimmten Lage der Gegenwart oder der Zukunft zu ziehen, außer diesem einen Schluß, daß auch diese Lage unter der Führung Gottes steht und seinen Händen nicht entgleiten kann. Darum verlangt der Christ nicht danach, die Zukunft durch Orakel und Vorzeichen vorauszuwissen, wie er auch in irdischem Erfolg nicht die Bürgschaft für ein besonderes Wohlgefallen Gottes sieht noch in irdischem Scheitern den Beweis der Verwerfung.

Vor allem aber ergibt sich die für das Leben wichtige Lehre: Gottes Führung und darum jede geschichtliche Lage ist Frage und Anruf an den Menschen. Gottes Führung hebt die Freiheit nicht auf; Führung gibt es im Gegenteil nur für Freiheit. Es gilt also in jeder Lage die richtige Antwort zu erkennen und sie durch die Tat zu geben. Der Führung antwortet Abkehr vom verkehrten Eigenwillen durch Reue und Buße und der Wille zum unbedingten Gehorsam gegen Gott. Nur ein solcher Wille wird auch fähig sein, Gottes Willen im einzelnen hier und jetzt zu erkennen. Wenn man schon einen Menschen in seiner Einmaligkeit um so besser erkennt, je mehr man gewillt ist, diese seine Einzigkeit anzuerkennen, so gilt dies noch unvergleichlich mehr von der Personhaftigkeit Gottes. Je gleichförmiger ein Mensch Gott gegenüber geworden ist, um so klarer wird ihm auch die Führung Gottes in seinem eigenen Leben und in der Geschichte aufleuchten. Weil er den Vater mit der ganzen starken Liebe seines Herzens umfaßte, darum ist Christus an der Liebe des Vaters nie irre geworden, auch nicht in der dunklen Stunde am

Kreuze. Weil Paulus dieser Liebe zugesellt worden war, darum wußte er, daß nicht Not noch Drangsal, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr oder Henkerschwert, weder Tod noch Leben, noch Engel noch Gewalten noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Kommendes, weder Hohes noch Tiefes, noch überhaupt etwas in der Welt uns trennen kann von der Liebe Gottes (Röm 8, 35–39), daß also alle Widerwärtigkeiten nicht, wie das natürliche heidnische Empfinden urteilt, ein Zeichen sind, daß diese Liebe uns im Stiche läßt. Das Unbegreifliche der Geschichtsführung Gottes, wie sie sich in der Heiligen Schrift uns zeigt, soll uns hinweisen auf das Unbegreifliche Gottes selbst, aber ein Unbegreifliches deswegen, weil dieser Gott Liebe ist. Wahre Liebe versteht der sündige Mensch aus sich nicht mehr. Je mehr er sie aber durch die Gnade Gottes aus eigener Erfahrung kennenlernt, um so klarer wird er wie Paulus in Gemeinschaft mit Christus innwerden, daß sie auch ihn durch die Fährnisse der Geschichte führt. Gottes unwiderstehliche Macht in den Ereignissen der Geschichte erkannt zu haben, das ist es, was die Propheten Israels ausgezeichnet hat. Der Sinn solcher Erleuchtung war aber nicht abstrakte Erkenntnis, obschon solche sich nachträglich daraus gewinnen läßt, sondern die Aufforderung an Israel, sich Gottes Führung gegen alle menschliche Einsicht anzuvertrauen und ihr gehorsam zu sein.

Das gleiche gilt von der Erkenntnis, daß Gott auch der Gott der Geschichte ist. Auch sie schenkt uns keine Einsicht in die Einzelheiten der Ratschläge Gottes noch ein Wissen um die zukünftigen Ereignisse. Sie will nur das eine, uns überzeugen, daß unser Heil in den Händen Gottes wohl bewahrt liegt, wenn wir seinen Willen hier und jetzt tun. Diesen Willen vermag aber der Mensch um so klarer zu erkennen, je gleichförmiger er in seiner Gesinnung der Gesinnung Christi ist (Phil 2, 5 ff.); um so eher wird er jeweils so handeln, wie Christus es in seiner Lage tun würde. Damit ist die ganze Geschichte des einzelnen wie der Völker hineingenommen in den Heilsplan Gottes, und zwar bis in alle Einzelheiten: „Möget ihr also essen oder trinken oder sonst etwas tun, tut alles zur Verherrlichung Gottes!“ (1 Kor 10, 31). Denn durch das irdische Leben des Gottmenschen ist alle menschliche Tätigkeit erlöst worden und kann zum Mittel für die Heiligung werden. Die Angst vor der Geschichte und ihrer Unsicherheit und Unruhe ist vom Christen genommen; er ist gewiß, nicht vergeblich zu leben. Wo immer er den Willen Gottes erfüllt, da handelt er auch im wahren Sinn des geschichtlichen Geschehens, ohne sich wie der Marxismus zu vermessen, den Gang und die Richtung dieser Geschichte im voraus zu erkennen. Und nur so bleibt die Geschichte, was sie ist. Ließe sich aus Gesetzen genaue Voraussicht des künftigen Geschehens gewinnen, so würde die Geschichte aufhören, Geschichte zu sein und der Mensch ins Naturhafte und Untermenschliche zurückfallen. Es ist kein geringer Dienst am Wohl der Menschheit, wenn uns der Glaube vor trügerischen Utopien und Ideologien bewahrt, die statt des versprochenen Glücks nur Unheil und Unsegen über viele bringen.

Bewahrung und Fortschritt

Nur in der Religion des absolut personhaften einzigen Gottes bewahrt die Geschichte ihr Gleichgewicht. In den Naturreligionen sieht der Mensch das Göttliche in dem gleichbleibenden Wirken der Weltmächte. Darum wird hier die Vergangenheit auf Kosten von Gegenwart und Zukunft betont. Alles Große und Heilsame ist am Anfang den Menschen von einem Gott oder einem Heilbringer gebracht worden; von ihm stammen aller kultureller Besitz und alle sozialen Einrichtungen. Es gilt also, dieses Erbe unverändert zu bewahren und alle Neuerungen fernzuhalten. Die geschichtlichen Änderungen, die sich dennoch nicht vermeiden lassen, vollziehen sich unvermerkt und ohne den ausdrücklichen Willen, etwas Neues zu schaffen. Zudem glaubt man hier, eine Vielheit von Mächten, die miteinander oft in Widerstreit liegen, beherrsche das Geschehen. Deswegen kann der Gedanke nicht aufkommen, daß das geschichtliche Geschehen einen einheitlichen Sinn besitze, noch vermag der Mensch seine tiefste innere Einheit zu gewinnen, die nur da zu finden ist, wo er der Einwirkung der Weltmächte nicht mehr unfrei ausgesetzt ist. Ungeteilte und letzte Hingabe ist nur an den einen persönlichen Gott möglich.

In der heutigen Zeit hat sich das Gewicht einseitig auf die Zukunft verschoben. Das Neue wird schon deswegen geschätzt, weil es neu ist, und das Alte wird verachtet. Eingeleitet wurde diese neue Haltung durch die Verwerfung der religiösen Überlieferung. Langsam breitete sich die neue Einstellung auf alle Gebiete aus. Immer mehr beherrscht der Bewegungsrhythmus der Technik und der Wirtschaft, die ihrer Natur nach wenig mit Überlieferung zu tun haben, auch das geistige Leben. Damit ist eine erschreckende Unstete und Unruhe in die Welt gekommen. Der Mensch fühlt sich ohne Halt wie von einem Wirbelwind davongetragen, und er verliert trotz des technischen Fortschritts die Herrschaft über das Geschehen immer mehr, das sich zu überschlagen droht. Er kommt auch nicht mehr zum ruhigen und tiefen Genuß dessen, was die Welt ihm bietet. Denn das Heute ist immer schon vom Morgen überholt. Die Gegenwart ist auf die punktförmige, immer abbrechende Gegenwart des physikalischen Geschehens eingeeengt; sie ist nicht mehr um ihrer selbst da, sondern nur noch als Durchgang zur Zukunft.

Insoweit aber der Mensch seine Gegenwart, sei es an die Vergangenheit, sei es an die Zukunft verliert, ist er nicht er selbst, ist er noch nicht oder nicht mehr im vollen Sinn Mensch. Er selbst ist er nur durch eine möglichst breite, tiefe und geistig mächtige Gegenwart. Nur eine solche ist imstande, die Vergangenheit in dem, was des Bewahrens wert erscheint, anzunehmen und sich in vollem und klarem Wissen um das, was die Stunde erheischt, der Zukunft zuzuwenden, statt bloß wie ein Naturwesen in sie fortgerissen zu werden.

Vorbild und Ermächtigung dazu ist aber die ewige Selbstgleichheit des personhaften Gottes. In seiner ewigen Gegenwart sind Vergangenheit und Zukunft zugleich hineingenommen und von ihr umfaßt, und in deren unendlicher Breite sind

sie nicht beenzt. Darum vollzieht sich Gottes Wirken jeweils sowohl in Anbetracht der ganzen Wirklichkeit wie auch zugleich in der erschöpfenden Schau der gegenwärtigen, einmaligen Lage. Bewahrung und Neuheit stehen sich nicht feindlich gegenüber, sondern sind eins: die Bewahrung geschieht durch je neues Walten, und die Neuheit bewahrt in je einmaliger Gestalt alles, was zu bewahren wert ist. Immer aber ist Gott in einer vollen, sein ganzes Wesen umfassenden Gegenwärtigkeit zu allem, in der nichts unlebendig, nichts nur halb wach ist: „Es schläft und schlummert nicht der, der Israel beschützt“ (Ps 121 [120] 4). Darum überrascht ihn nichts, und kein Geschehen entgleitet seiner Hand.

Je höher in der Rangstufe des Seins ein Seiendes steht, um so mehr gleicht seine Fähigkeit zur Gegenwärtigkeit dieser allumfassenden und allwaltenden Gegenwart Gottes. Im Stofflichen ist die Gegenwart ein verschwindender Punkt in einem endlosen Prozeß des bloßen Ablaufens. Entsprechend wird auch im Technischen das Erreichte jeweils durch ein Neuere nicht nur verbessert, sondern abgetan und erledigt: die ersten Eisenbahnen und Flugzeuge haben heute keinen Wert mehr.

Anders die geistige Gegenwärtigkeit des Menschen. Sie steht in sich, in der Selbstgleichheit der Person, die nicht vergeht inmitten des Verströmens der Zeit. Je mächtiger und geistiger die Person, um so umfassender ist diese Gegenwart, um so steter ihre Tätigkeit, die aus einem festen Grunde hervorgeht im Blick auf Vergangenheit und Zukunft, in Anbetracht dessen, was auch in Zukunft zu bestehen verdient, was bewahrt werden soll. In solchem Stehen über dem bloßen Getriebenwerden, in dem Handeln aus dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit ist der Mensch mehr als sonst er selbst, und seine Gegenwart wird zu einem endlichen Abbild der ewigen Gegenwart Gottes. Vergangenheit und Zukunft werden durch eine solche Haltung in die Gegenwart aufgenommen und durch sie wirksam. Darum bricht das geistige Geschehen nicht jeden Augenblick punktförmig ab, sondern bewahrt sich und wirkt weiter durch die Jahrhunderte als lebendige Kraft. Dieses Weiterleben vollzieht sich in einer ständigen freien Wiederaufnahme der Überlieferung. Diese ist nichts Mechanisches, das sich von selbst vollzieht. Als freies Tun ist solche Wiederaufnahme sichtlich; sie nimmt nur das auf, was der Weitergabe für wert erscheint.

Weil die geistige Überlieferung wesentlich mit dem Selbstsein und der Geschichtlichkeit des Menschen verbunden ist, so mußte die Verwerfung der religiösen Überlieferung, der Tradition, die ja aus der innersten Seinsmitte des Menschen hervorgeht, ihn aus einer inneren Folgerichtigkeit zu jenem Bereich hindrängen, der keine Überlieferung und keine wahre Gegenwart kennt, zum Stofflichen, und das Technische und Wirtschaftliche folgerichtig an die erste Stelle setzen. Aber solches ist nur möglich durch den Verlust der wahren Menschlichkeit, durch Verlust der Gegenwart und damit der wahren und tiefen Freude am Leben, die nun, vergebens allerdings, durch die gierige Jagd nach Vergnügen ersetzt werden soll. Der Mensch hat ja keine Zeit mehr, der andern und der Dinge wirklich froh zu werden.

Dies vermöchte er nur aus einer starken und tiefen Gegenwärtigkeit. Eine solche allein brächte es auch fertig, Überlieferung und Fortschritt, in die unter dem Einfluß des Leiblichen die geistige Lebendigkeit aufgeteilt wird, immer wieder ins Gleichgewicht zu bringen und damit das Leben sowohl vor Erstarrung wie auch vor Unstete zu bewahren. Möglich wird solche Gegenwart aber nur da, wo sich der Mensch von der Treue und Lebendigkeit der ewigen Gegenwart Gottes getragen und umhegt weiß. Nur wo der Mensch im Absoluten fest verankert ist, kann er seiner selbst mächtig werden, statt sich von dem Unterpersönlichen mitreißen zu lassen. Schon Paul L. Landsberg hat den tiefen Zusammenhang zwischen dem Gebet, also einer persönlichen Beziehung zu Gott, und der Möglichkeit der Seelenformung bemerkt; und er meint, daß ihr gemeinsames Dahinschwinden in der heutigen Zeit vermuten lasse, daß der Mensch nur vom Absoluten her die Kraft zur Umgestaltung seiner Innenwelt gewinnt².

Das nomadische Ideal in der Bibel

M. Y. Ben-gavriël

Mit dem Wachsen des königlichen Absolutismus unter den Omriden und dem machtvollen Eindringen phönizischen Heidentums in Israel, propagiert vor allem durch die Phönizierin Isebel, die die Zügel der Herrschaft ihres schwächlichen Gemahls Ah'ab und die seiner Nachfolger Ahasiah und Jehoram führte, wuchs auch der antidynastisch-antiheidnische Widerstand in Israel (3 Kg 16, 29 ff). Vor allem war es das konservative Bauerntum, das mit steigendem Unbehagen die Umtriebe der Ba'alpriester, Gruppen heulender Derwische, und die in immer größerer Zahl von der Königin errichteten Götzenhaine und Ba'altempel beobachtend, sich nach den alten Zeiten einfachen, gottnahen Lebens zurücksehnte. Gleichzeitig aber breitete sich die Mißstimmung gegen das Könighaus auch unter den Klanhäuptern aus. Der Kriegeradel mußte, weniger aus religiösen Gründen als aus der naheliegenden Überlegung heraus, daß die Phönizierin die in Israel traditionell führenden Kreise immer weiter in den Hintergrund drängen würde, um sich an der Macht zu halten, antidynastisch werden. Diese beiden Gesellschaftsgruppen, eifrig unterstützt von

² Paul L. LANDSBERG: *Einführung in die philosophische Anthropologie*. Frankfurt 1961, 193.